

Nachdruck verboten.

29]

Der Ankenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

„Sie hätten ihn früher unterkriegen müssen,“ murmelte der Arzt. „Ihnen folgte er blindlings wie ein Hund. Na —“ Er zuckte die Achseln. Die Beileidmiene und die landläufigen Phrasen schienen ihm selber unangebracht. Er verabschiedete sich also kurz und stiefelte fröstelnd durch die Nacht, um den versäumten Schlaf in seinem guten Bette gründlich nachzuholen.

„Ihnen folgte er blindlings wie ein Hund —“

Welche Wahrheit er damit ausgesprochen, ahnte er selber nicht.

Der Nachhall dieser Worte dröhnte Richard in den Ohren, erfüllte die enge Kammer wie mit dem Donner des Gerichts, warf den einsamen Mann zu Boden.

Auf seinen Knien lag er vor dem schmalen, harten Bett, in dem der Tote schlief, und hatte die gefalteten, zusammengeframpften Hände weit ausgestreckt auf die stille, kalte, unbewegliche Brust des Knaben gelegt.

Eiseskälte. Wie aus einer Marmorgestalt schlug es ihm frostig entgegen aus der leeren Menschenform.

Still brannte das kleine Licht und zeichnete das scharfgewordene Profil des Toten und den zermühten Kopf des Lebenden auf der hellen Wand ab. Richards Augen bohrten sich hinein in jeder Zug des Gesichts, das sein letztes Glück gewesen in seiner großen Einöde und Verlassenheit, von dem ihm die letzte lebenspendende Wärme gekommen war. Er sprach laut mit dem stummen Knaben. Ein seltsam unheimliches Zwiegespräch. Denn auch der Tote sprach. Richard verstand ihn genau.

Die hohe, gleich einer Kuppel gewölbte edle Stirn, aus der die dunklen Locken weit zurückgefallen waren, die langbewimperten Lider über den erloschenen Augen, die sanftgeschweiften Antinousklippen, die ausgestreckte, schmale, zarte Gestalt, gleich einem allzu reichlich gedüngten jungen Baum ungeduldig emporgepillert — das alles redete und redete. Und die Wände dröhnten, das Haus zitterte, die totenstille, weiße, lautlose Winternacht hallte wieder von der stummen Sprache. „Als ich an dir irre wurde,“ sagte die stille Gestalt, „verlor ich mich selber. Da lieg' ich nun. An d e i n e r Sünde starb ich.“

Ein Entsetzen, ein kaltes, übermächtiges Grausen vor sich selber trieb Richard Volkmar die Haare zu Berge. Ein Stöhnen, wie das Nöckeln eines todwunden Tieres, arbeitete sich herauf aus seiner Brust.

„Mein Jung, mein lieber Jung! Das wollt ich ja nicht! Wer dachte denn das, mein Jung? Niemand, als höchstens mich selber, glaubt ich zu schädigen, als ich mir mein Naturrecht nahm. Und dir, du mein Liebling, gab ich den Todesstoß.“

Seine Stimme brach in einem inneren Schluchzen, während seine brennenden Augen trocken auf das gelbliche Gesicht saßen, über das das zitternde Licht des Flämmchens hinspielte.

Voll schauer, feuchter, furchtbarer Zärtlichkeit streichelten seine Finger die eingefallene Wange.

So brachte Richard Volkmar diese Nacht hin, in der schmalen, kalten Kammer. Gegen Morgen begann das Lämpchen zu sprühen und zu knistern, weil ihm das Öl knapp wurde.

Dann erlosch es unmerklich. Ein schwaches Grau dämmerte vor dem kleinen Fenster auf. Die Steigenberg begann in der Küche zu rumoren.

Müde an allen Gliedern, aber fest, klar, mit sich selber im Frieden, erhob sich Richard Volkmar.

Ueber die engen Grenzen seines Ich war er hinausgewachsen, verschmolzen mit der ungeheuren Menge Glendbeladener, die über den Erdball hinwegzogen, einen kurzen Moment, den sie Leben nennen, um dann von andern ihres kurzlebigen Geschlechts verdrängt zu werden.

Und in dem unentwirrbaren Gewebe von Nervenfasern, zuckenden Herzen, fiebernden Hirnen, die den Organismus Menschheit bilden, fühlte er sich als einen winzigen Teil, und

doch in jedem Gedanken, jeder That verantwortlich für das Ganze.

Nein, er durfte nicht zurück in die Gesellschaft, in das neue Leben, das er sich heute ausgemalt.

Wer wußte denn, wie viele junge, heißblütige, haltlose Menschen den Keim, den er ausgestreut, aufgenommen hatten und weitertrugen, ohne es zu wissen, bis er eines Tages aufging und giftige Früchte trug?

Wer weiß denn — auch wenn sie ihn in irgend eine entfernte Provinz versetzten —, ob nicht auch dorthin der Schatten seiner That ihm folgte?

Wie ein wüster, wahnwitziger Traum erschien es ihm, daß er je geglaubt hatte, über seine Vergangenheit hinwegzukommen.

Nein, sie war und würde ewig sein.

Als Erzieher, als Reformator war er unmöglich geworden. Alle Güte und Gnade seiner Vorgesetzten konnten ihn nicht weißwaschen von dem Sakrileg, das er begangen hatte. Und wenn sie auch zehnmal die Schuld auf die Leine warfen, um ihn zu entlasten,

Und jetzt, da er sich durchgerungen hatte zu den reinen Quellen seiner Natur, durch zum Schlichtmenschlichen, Wahren, Unentstellten, jetzt verstand er auch sein Weib, die Größe ihres Opfers. Sie hatte sich weggestohlen aus seinem Leben, um ihm den Weg freizumachen. Er hatte sie halb unbewußt, halb wahnsinnig vor Verzweiflung, durch Launen, Härte, stille Verachtung dazu getrieben.

Versemt und mit Schmach beladen war sie gegangen.

Kornelie aber? Er mußte lachen. Die hatte sich ihm — bei Lichte besehen — beinahe aufgedrängt. Und wenn sie sich entschlösse, seine Frau zu werden, so hätte der Wunsch, Bewunderung zu erregen durch ihre Seelengröße, gewiß ebenso viel Anteil daran wie ihre Liebe.

Das alles war in ihm klar geworden und zur That gereift, während er bei Hans Martin die Totenwache hielt.

Staum hatte er am Morgen Licht genug, so setzte er sich an den Schreibtisch und reichte sein Entlassungsgesuch bei dem Direktor ein. Zugleich teilte er Urban den Tod Hans Martins mit und bat, da er sich angegriffen fühle, um einen sofort anzutretenden Urlaub auf unbestimmte Zeit.

Dann besorgte er die vielen traurigen Dinge, die das Ableben eines Menschen mit sich bringt.

Am nächsten Morgen hielt der Leichenwagen vor dem kleinen Hause im Untertent.

Seltam schaurig all das tote Schwarz in der weißen Landschaft.

Richard trat noch einmal zu seinem Knaben. Und jetzt kamen ihm ein paar heiße, lösende Tropfen und fielen auf das erhabene lächelnde, geheimnisvolle Gesicht.

„Danke, mein Jung. Schlaf wohl!“

Die schweren Tritte der Träger polterten aus der Wohnung, die kleine enge, winkelige Treppe hinab.

Die Leute hatten große Mühe, den langen, schmalen Kasten um die Ecke heranzubringen. Sie schwikten in ihren dicken, schwarzen Mänteln, stöhnten und murmelten leise Flüche vor sich hin.

Richard fiel es ein, was für Not diese selbe enge Treppe beim Einzug dem Antscher gemacht hatte, und wie er gemeint hatte: „Sterbe derf hier obe teins.“

Nun trugen sie doch einen Toten aus dem kleinen Hause am Reul.

Und nun war auch er so weit, seine Zelte hier abzubrechen.

Nach der ersten, schönen Totenfeier im Leichenhause, der die ganze Schule beiwohnte, war Hans Martins sterblicher Rest mit der Bahn nach seiner Heimat gesandt worden.

Richard hatte gleichzeitig Abschied genommen von den Genossen, mit denen er lange Jahre zusammengearbeitet hatte, von Direktor Urban, der steifer und hölzerner als je aussah, und von seinen Schülern.

Es gab viele ernste, bestürzte Gesichter, bedauernde Worte, verwunderte Fragen, gutgemeinte Rat schläge. Rober liefen die dicken Tränen über die gelbe Haut. Er murmelte allerlei in ganz unverständlichen Grabestönen.

Kornette war nicht erschienen. Volkmar ließ sich ihr empfehlen.

Ströme von heißen, leidenschaftlichen Thränen wurden von jungen Augen ihm nachgeweiht. Jetzt wußte er, daß er sich Liebe erworben hatte — trotz alledem.

Aber nichts konnte ihn mehr beirren über den Weg, den er einzuschlagen hatte. Er war seiner sicher.

Zu Hause verschenkte er alle Dinge, die der Verberben ansgehet waren, die Vorräte aus der Speisekammer und ein paar Topfpflanzen, die Lene gepflegt hatte, an die Steigenberg und den Schuster.

Dann packte er seinen Koffer, steckte alles Wertvolle zu sich, verschloß Schränke und Kästen und kettete die Läden zu.

Der starke Duft der Totenkranze, die in großen Mengen von den Mitschülern und Freunden Hans Martins geschickt worden waren, lagerte noch betäubend in den niedrigen halbverdunkelten Räumen, die Richard Volkmars junges Glück und seine tiefste Schmach gesehen hatten.

Wie Abschied nehmend für immer, schritt er noch einmal hindurch. Und als er die Außentür schloß und die winkelige Treppe hinabschritt, wars ihm, als ließe er ein Stück Leben zurück.

Eine Stunde später saß er auf der Eisenbahn und fuhr den kürzesten Weg harzwärts. Und es war, als wenn die lange niedergedrückte Sehnsucht wüchse mit jeder Meile, die er weiterfuhr, und Flügel bekäme.

Er sauste auch am Unfenteich vorüber. Aber der war fort, verschwunden unter der weißen Decke, die sich glatt und stimmernd über die ebene Landschaft breitete.

Was ging ihm auch der noch an! Er war wieder auf dem Weg von der Niederung zur Höhe! Zu seinem Weibe! Würde er sie finden? War sie dort?

Wie, wenn er vergebens suchte? Wenn sie nicht angekommen, verschollen, vielleicht in den Tod gegangen war mit dem Kinde? Nachdem sie Tag um Tag, in langen, bangen, verzweifelten Nächten Stunde um Stunde gewartet hatte, daß er käme und sie heimholte?

Das war eine Fahrt! Mit diesen Gedanken!

Endlich die Berge, weiß, unter einem grauen Himmel, das Städtchen ganz verumhüllt, mit den hellen, sich kräuselnden Rauchwolken, die aus den Schornsteinen trochen.

Der kleine öde Bahnhof so winterlich menschenleer.

Er fragte einen Beamten, der herumstand und ihn neugierig aufs Korn nahm, ob er wohl einen Wagen bekommen könne.

„Einen Wagen? Ei freilich!“ sagte der Mann singend. „Wohiene denn, Herr?“

„Nach der Drosselburg.“
Der Befragte sah ganz erstaunt aus. „Nach der Drosselburg? Ei, da sind Sie wohl weit här?“ fragte er.

Richard brante vor Ungeduld. Nur keinen Aufenthalt, keine Zeit verlieren! „Wo bekomme ich einen Wagen?“ fragte er heftig, schon halb im Weitergehn.

„Nieber Herr,“ sang der Mann ihn begleitend, „do is ja gor nich dran zu denken, daß Sie jetzt uf die Drosselburg kommen. Die sind jo da oben eingeschneit. Do müssen Sie schon warten, bis der Schnee weg is.“

Richard stand wie in den Boden gewurzelt und starrte den gutmütigen Hiobsboten an, als wollte er ihm an den Hals springen.

„Giebt's denn keine Möglichkeit?“ fuhr er verzweifelt heraus. „Schodschwierenot! Ich muß hinauf!“

Der brave Mann, an die Zornausbrüche des Publikums durch seinen Beruf gewöhnt, lächelte mitleidig überlegen.

„s einzigste wär, uf Schusters Rappen, lieber Herr. Für die Pärde wär's ne zu große Schinderei. Die giebt keener dazu här, wissen Se.“

Richard ließ seinen Koffer in den Lagerraum stellen, dann machte er sich auf den Weg. Auf der Chaussee, die durch den langgestreckten Ort führte, gieng schnell vorwärts. Er sah nicht rechts, nicht links, bis er den Wald erreicht hatte.

Das war wie eine Märchenwelt. Die Tannen hielten ihre Nester niedergesenkt unter der schweren, weißen Last. Der Boden tief bedeckt vom bläulich schimmernden Schnee. Das war ein Glitzern und Gleifen, ein Flimmern und Flirren, daß ihm die Augen übergingen.

Er steckte die Beinkleider in die hohen, festen Stiefel. Da schaffte er's schon. Den Mantel aus und über den Arm — so stapfte er frisch darauf los, in Schweiß gebadet, wie an einem heißen Sommertage.

Der Weg wurde steiler, der Schnee immer lockerer. Bis an die Spitze verjagt er bei jedem Schritt. Die Brust atmete schwer, aber er war voll Mut und Zuberjacht.

Es wurde dämmerig. Vom dunkeln Himmel lösten sich neue, zarte, glimmernde Sterne, Flocke um Flocke, bis er in einem Wirbel steckte und den nächsten Schritt nicht sah. Weiter! Immer weiter!

Er arbeitete sich empor. Das Blut tobte in den Adern. Vor den Augen schwirrten ihm bunte Kreise, tanzende Sonnen und Sprühflammen wie ein Feuerwerk. Seine breite Brust keuchte röchelnd bei jedem Schritt.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Noch einmal das Kinderfräulein.

In dem in Nr. 221 des Unterhaltungsblattes des „Vorwärts“ erschienenen Artikel „Das Kinderfräulein“ war in dankenswerter Weise die Stellung des „vielgejagten“ Kinderfräuleins innerhalb der Familie, der sie ihre Arbeitskraft verkauft, erörtert worden. Hierdurch angeregt, will ich, gestützt auf langjährige Erfahrungen, dieses Thema noch von einer andern Seite erörtern.

Es ist gewiß ein schöner Beruf als Lehrerin und Erzieherin der heranwachsenden Generation zu fungieren, nur schade, daß den Beteiligten so selten eine innere Befriedigung daraus erwächst. Die Verfasserin des vorigen Artikels hatte einige Gründe hierfür in sachlicher Weise angeführt. Die schlecht erzogenen Kinder sind es aber nicht allein, die der gequälten Erzieherin das Leben zur Hölle machen. Ich habe in verschiedenen Stellungen auch Böglinge angetroffen, die zu unterrichten eine Freude war. Diese mögen aber immerhin zu den Ausnahmen zählen. Das größere Uebel sind die Eltern und sonstige Schutzpatrone der Familie. Von dieser Seite wird das Kinderfräulein meist als ein Wesen betrachtet und behandelt, das gewissermaßen außerhalb der menschlichen Gesellschaft steht, eine Hausflavin, die keine andern Bedürfnisse haben darf, als zu arbeiten und zu gehorchen.

So traurig die allgemeine Lage der Arbeiter und Angestellten in der kapitalistischen Gesellschaft auch beschaffen sein mag, so ist sie immerhin glänzender gegenüber der der häuslichen Arbeiterinnen, der Kinderfräuleins, der Erzieherinnen, Gouvernanten usw. Die technischen Arbeiter haben vor jenen den Vorzug voraus, daß ihre Arbeitszeit geregelt ist. Sie vernieten sich ihrem Arbeitgeber für eine bestimmte Stundenzahl, während des übrigen Tages sind sie Herren ihrer Zeit. Die Arbeitszeit des weiblichen Dienstpersonals ist dagegen unbefristet. Ich habe Stellen bekleidet, wo ich von morgens 6 Uhr bis abends 10 Uhr ohne Unterbrechung thätig gewesen bin. Da waren zunächst die Kinder zu besorgen und zur Schule zu begleiten, der Vormittag wurde mit häuslichen Arbeiten, mit Staubwischen und sonstigen Wohnungsverschönerungen ausgefüllt.

Der Nachmittag gehörte dann wieder den Kindern. Es waren die Schularbeiten zu besorgen, Klavierunterricht zu erteilen. So ging es dann bis zum Abend, wo das „Fräulein“ sich zur Kammerzofe der Allerkleinsten unnauferte. Dann trat die „Gnädige“ wieder in ihre Rechte, die nun als Tagesabschluss einen Haufen Kleidungsstücke zum Ausbessern vorsetzte. Totmüde und abgestumpft durfte dann das „Fräulein“ ihr Zimmer (wenn der Schlafraum überhaupt diese Bezeichnung verdiente) aufsuchen, um sich nach wenigen Stunden der Ruhe am nächsten Morgen wieder in die alte Kretnühle zu begeben.

Man kann sich hiernach eine Vorstellung von der Vielseitigkeit des „Fräuleins“ machen. In „besseren“ Familien wird sogar als selbstverständlich vorausgesetzt, daß das Fräulein mindestens Klavier spielen kann und das Französische und Englische beherrscht, mag die „Gnädige“ selbst mit ihrer lieben deutschen Muttersprache auf dem Kriegsfuß stehen.

Als Entgelt für ihre mannigfachen Dienstleistungen erhält dann das Fräulein Belöstigung im Hause — bei besonders human denkenden Herrschaften darf es sogar am Familientische speisen! — und einen Monatslohn, der zwischen 20—30 M. schwankt. Hiermit hat sie alle andern Lebensbedürfnisse, Wäsche, Kleidung usw. zu bestreiten. Ich brauche nicht besonders zu betonen, daß der Lohn vollkommen für diese Zwecke drausgeht. Denn es wird außer der oben gekennzeichneten Vielseitigkeit auch noch eine „standesgemäße“ Toilette vom Kinderfräulein als selbstverständlich vorausgesetzt.

Das Kinderfräulein ist in jeder Hinsicht Sklavin des Hauses. Es giebt weder Ruhe, noch Festtage, noch irgend eine Abwechslung aus dem ewigen Einerlei der Tagesarbeit. Im allgemeinen wird dem Fräulein nur in jeder zweiten Woche ein halber Nachmittag zum Ausgehen bewilligt, natürlich muß es dann, wie es einem anständigen Mädchen geziemt, vor 10 Uhr an die Arbeits- und Leidensstätte zurückkehren. Wenn ich einmal die „Gnädige“ um einen längeren Urlaub ersuchte, mit der Motivierung, daß ich ins Theater oder Konzert gehen möchte, habe ich nicht selten die Antwort erhalten: „Aber, Fräulein, wie können Sie nur allein ins Theater gehen, das schiät sich doch nicht für ein anständiges junges Mädchen!“ Geistige Bedürfnisse giebt es eben nicht.

Und das Ende! Nachdem das Fräulein sich ein bis zwei Jahre zehnte im Dienste der Familie abgeplagt hat, ist es für sein Meier nicht mehr recht brauchbar und es wird durch eine jüngere Kraft ersetzt. Dann beginnt abermals ein neuer Kampf um die Existenz. Wenn es dem Kinderfräulein nicht gelungen ist, die Verforgung in der Ehe zu finden, dann ist es wiederum gezwungen, sich abermals in die Hausflaberei zu begeben, und zwar in Form der Gesellschafts- oder Repräsentationsdame, um schließlich freudlos als alte Jungfer dahinzuziehen.

Wie wir es so häufig im Leben beobachten können, tragen die Menschen selbst die Schuld an ihren erbärmlichen Daseinsbedingungen. In Sonderheit ist das gebildete weibliche Dienstpersonal sich nicht bewußt, daß es von der „Herrschaft“ in derselben Weise ausgebeutet wird wie das „ungebildete“, die Stöckinnen, Dienstmädchen usw. Zieht man außerdem noch in Betracht, daß auch die bescheidenste Bildung mit nicht unerheblichen Zeit- und Geldopfern erkaufte werden muß, so sind die „Gebildeten“ im Grunde genommen schlechter gestellt, als die Ungebildeten. Darum kann nicht genug vor einem Beruf gewarnt werden, der viel Mühe und Arbeit erfordert, aber wenig Freuden bietet und, was noch trauriger ist, nicht die geringste Garantie für die Zukunft. Auch vor den Fräuleinvereinen, die alljährlich tausende von jungen Mädchen als willige und bescheidene Arbeitstiere erziehen, kann nicht genug gewarnt werden. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wo mir in einem derartigen Verein die häuslichen Tugenden, die Bescheidenheit, Dienstwilligkeit und namentlich die elende Anspruchslosigkeit gepredigt wurde, dann kommt es mir heute vor, als wären jene Lehrstätten so eigentlich Gründungen der Bourgeoisie zur Erziehung eines billigen Hauspersonals. — Mary Preis.

Aus der musikalischen Woche.

(Theater des Westens: „Das Heimchen am Herd“.
Konzert Rohde.)

Seit der Opernkomponist Karl Goldmark (geb. 1830) mit seiner „Königin von Saba“ (1875) einen Welkerfolg errungen, der an Verdi'sche und Meyerbeer'sche Erfolge erinnert, gilt er anscheinend als ein Mann aus der Zeit der großen Operneffekte. Vielleicht wird sich mancher wundern, dem Namen als einem gegenwärtigen wieder zu begegnen. Aus Berlin erinnere ich mich seit langem seiner Goldmark-Aufführung. Und doch kam der zu Wien lebende Komponist auch in späteren Jahren noch mit Neuschöpfungen. So 1896 mit dem „Heimchen am Herd“. Unser Theater des Westens, das seinen Daseinskampf vorwiegend mit Wieder- aufnahmen heiterer musikalischer Bühnenwerke aus früherer Zeit führt, brachte uns nun (vorgestern, Mittwoch), auch dieses Stück, und zwar mit einem Erfolg, den die Komposition und größtenteils auch die Aufführung redlich verdient haben. Es handelt sich um ein heiteres Werk, das in einer sonst nicht eben häufigen Weise sowohl unterhält wie auch künstlerische Kost darreicht. Und derlei brauchen wir deshalb, weil das große Publikum doch auf dem Wege der Unterhaltung am ehesten zu gewinnen ist und gewöhnlich leider gerade auf diesem Wege so Minderwertiges vorgeführt bekommt, daß es Kunst und Ansehen zu verwechseln gewöhnt wird. Nun ist das „Heimchen“ allerdings ein Werk, das ins Große geht oder gar reformerisch auftritt, und an seiner Vornehmheit reicht es an die ihm äußerlich ähnliche „Verkaufte Braut“ von Smetana nicht heran. Auch sein Text — von A. R. Willner, wahrscheinlich einem Wiener — ist nur eben vernünftig und hübsch, hat sich aber die Hauptfache entgegen lassen: die innere Zusammenarbeitung seiner recht gewöhnlichen Liebes- und Verdachts- und Erkennungsgejächte mit der Eisenwelt. Zu den Verdiensten des Komponisten gehört jedenfalls, daß er diese Lücke so gut wie möglich auszufüllen ver- suchte. Bei der Sorgfalt, mit der er die einzelnen Figuren musikalisch zu charakterisieren strebt, ist es interessant zu bemerken, wie zwischen manchen der menschlichen Figuren größere musikalische Verschiedenheiten bestehen als zwischen manchem Menschlichen und dem Feen- wesen: aus den freilich etwas sentimentalen Liedern einiger Per- sonen geht es zu den Eisenhörnern und aus dem munteren Gesang von Dot, dem Weibchen des Postillons Jolin, geht es zu dem Zirpen des Heimchens geschickt hinüber. Die zwei um eine Oktave entfernten Halböne, die dieses Zirpen darstellen, wird man so leicht nicht wieder vergessen. Im übrigen freilich bedeutet das Heimchen mit den ihm dienstbaren Geistern nicht viel mehr als Nepräfenzanz und Aus- stattung. Heinrich Jöllner hatte mit seiner Vertonung von Haupt- manns „Verfunfener Glode“ soweit eine würdige Aufgabe vor sich, als diese Dichtung ein wahrhaftes Zueinanderspielen von Geistes- welt und Menschentwelt darbietet. Man sieht an einem solchen Wer- ke gleich so recht, wie viel Wertvolles an dieser Dichtung nach Ab- rechnung seiner vielbedeuteten „Fehler“ übrig bleibt und wie sehr sich eine Wiederaufnahme der Jöllner'schen Oper lohnen würde, die hier 1899 ungenügend vorgeführt worden war und seither anderswo Triumphe zu feiern scheint. Im übrigen hat Goldmark für einen inneren Zusammenhang seines Werkes ganz wohl zu sorgen gesucht. Hübsch plausibel entwickelt sich eins aus dem andern, und namentlich die Solofänge und Ensembles entwaachsen in natürlicher Weise dem jeweiligen Stande des Ganzen. Dazu ist die „Nahe“ durchweg eine ernste künstlerische Leistung, eine „gute Musik“, wenn man bei einer solchen Bezeichnung nicht auch eine besondere produktive Kraft bean-

sprucht; und die großen Instrumentalfäche vor der ersten und der dritten Abteilung sind — im Zuge einer traditionellen Musik — schon für sich bemerkenswert. Der zweite nimmt einen späteren humoristischen Begrüßungschor vorweg, eine Uebersetzung des Liedes „An der Saale hellem Strande“ ins Philisterige.

Harmlos und brav — diese Signatur der Komposition gilt auch für die Aufführung. Die Regie verdient sogar noch eine Nuance Lobes mehr. Gesungen wird im Theater des Westens durchschnitt- lich um eine Stufe schlechter als im Opernhaus und um eine besser als in den Operettenhäusern. Neues haben wir diesmal nicht eben zu verzeichnen. Einige gute Stimmen brauchen noch manche technische Verfeinerungen. Luise von Bonomi (Dot) zeigte in einzelnen Tönen Schöneres als im Gesamtvortrage, besonders in dem der Recitative, in denen manches vernünftig klang; Camilla Göhl (in der Rolle einer betäubten Braut) war umgekehrt im Ganzen so gut, wie wir sie schon kennen, hatte aber in manchen Tönen einen gaumig geprehten Klang; Marg. Veling-Schäfer besaß als Feindchen eine für ihre dünne, spitze, kühle Stimme günstige Partie. Unter den Sängern erfreute uns Franz Bucar durch seine sehr helle Tenorstimme im ganzen noch mehr als in einer früheren Rolle; sie wird allerdings manchmal etwas gar wenig sonor und dadurch auch nicht recht warm und ausdrucksvoll — beispielsweise möge der Sänger im ersten Akt, 4. Scene, den Klang des Wortes „teure“ sorgfältiger herausarbeiten.

Eine Gesangsstimme kann von Natur aus sympathisch sein und gefühlvoll behandelt werden und doch kalt lassen, weil es am Technischen fehlt. Wenn in einem neulichen kleinen Konzert von Elise Rohde mein Nachbar meinte, erwärmt habe sie ihn nicht, trotz einer weichen, klangreichen Stimme, aus der sich viel machen ließe oder viel hätte machen lassen, so wäre ich schon mit einer eis- kalten Stimme zufrieden gewesen, falls wenigstens das Eis rein und klar wäre. Aber Brüche und Trübungen verderben auch dieses. Es ist dann nicht der Mühe wert, über diese allabendlichen Bildungs- mangel Buch zu führen. „Wem's nicht zur Villi Lehmann oder zur Theresje Behr ist, so lohnt's gar nicht, in ein Konzert zu gehen“ — diese Antwort wurde mir neulich zu teil, als ich wieder einmal Sorge hatte, ein Billet gleich einem schwarzen Peter weiterzugeben. Das Ende vom Liede ist dann doch nur eine Bestätigung der Er- fahrung, daß ohne ein vollendet schön gebildetes Material auch das leider, was erst jenseits des Technischen beginnt, und was doch ohne dieses so wenig leben kann, wie eine Kunst mit der Technik allein. — 62.

Kleines feuilleton.

— Vom alten Bödlin. In dem seit längerer Zeit schwebenden Prozeß Carlo Bödlin contra Muther war dieser Tage Termin vor dem Schöffengericht in Breslau. In der Verhandlung, die mit einer Vertagung endete, erregte das Plaidoyer des Rechtsanwalts Dr. M. Bernstein großes Aufsehen. Wir bringen daraus, nach dem Bericht des „Berliner Tageblatt“ folgende Stellen: „Thatsächlich ist schon in den letzten Jahren in der ganzen Kunstwelt bezweifelt worden, ob die Bilder, welche die Familie Bödlin angeblich aus dem Nachlasse des großen Meisters fortgesetzt in den Handel bringt, von Arnold Bödlin herrühren. Wer mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht vertraut ist, wird nun fragen: Wie konnte ein von seinem Sohne gemaltes Bild als sein Werk in den Handel kommen, während er noch lebte? Ich bin in der Lage, darauf eine Antwort zu geben. Thatsächlich ist Arnold Bödlin in seinen letzten Lebensjahren so krank gewesen, daß er sich kaum noch um seine künstlerischen, keines- falls aber um seine wirtschaftlichen Verhältnisse kümmern konnte. Aus einem mir vorliegenden Briefe ist zu ersehen, daß die Regelung dieser wirtschaftlichen Verhältnisse in den letzten 5 bis 6 Jahren seines Lebens vollständig in andren Händen gewesen ist. In erster Linie besaßte sich damit seine Gattin, die bekannte Angela Pasenczi. Sie hatte die Bilder, sie nahm das Geld, sie quittierte. Sie hatte mit ihrem Sohne Carlo überhaupt vollständig die geschäftliche Leitung in der Hand. Es hat zum Beweise dessen sich ein Brief Carlo Bödlin an einen Kunden gefunden, ich sage Kunden, weil der Gang der Sache ein vollständig geschäftlicher geworden war und Arnold Bödlin nur noch als Geschäftsobjekt betrachtet wurde. In diesem Briefe schreibt Carlo Bödlin dem Kunden, der sein Erstkommen darüber ausdrückte, daß alle seine an Arnold Bödlin gerichteten Briefe von anderer Hand beantwortet wurden: „Wundern Sie sich doch nicht, daß Arnold Bödlin Ihnen nicht schreibt; er ist ja viel zu schwach und krank und hat uns Weiden vollständig die Erledigung seiner Geschäfte überlassen.“ — Leider ist es dabei nicht geblieben, leider, sage ich, denn Carlo Bödlin und seine Mutter sind noch viel weiter gegangen. Der alte Herr hat signiert, was von ihm verlangt worden ist. Ich bestreite deshalb, daß die Thatsache der Signatur etwa beweiskräftig für die Echtheit der Bilder ist. Ich behaupte ferner, daß Arnold Bödlin sich dabei in einem geistigen Zustande befand, der ihn nicht mehr erkennen ließ, zu welchen Madenschäften er sich hergab. Genau Kenner dieses ganzen Treibens werden zeugeneidlich bestätigen, daß Carlo Bödlin und seine Mutter bewußt gefälscht haben. Es ist vor dem Tode des Meisters und in der Zeit nachher überall, in München, Berlin, Dresden, Karlsruhe, und wo man sonst sich mit Kunst beschäftigt, ganz allgemein gesprochen worden: Die Bilder, die gegenwärtig von Arnold Bödlin im Hande-

sind, sind erstens so schlecht, und zweitens ist ihre Zahl so groß, daß ihre Autorschaft bestritten werden muß. Stellen Sie sich doch vor, meine Herren, daß in Berlin und München Bilder, die mit dem glänzendsten Namen der zeitgenössischen Kunstgeschichte, mit dem Namen Arnold Böcklins, unterzeichnet waren, wiederholt zurückgewiesen worden sind. Was heißt das, wenn die Jury einer Kunstausstellung erklärt, diese Bilder stellen wir nicht aus? Ins Zeitungsdeutsch überfetzt, heißt das dasselbe, was Muther gesagt hat. Es heißt: Wir glauben nicht, daß die Bilder von Arnold Böcklin gemalt sind. Ich behaupte ferner, daß in München, der Kunststadt par excellence, es ganz bekannt ist, daß ein Konfessionarium dort besteht, das sich mit der ständigen Lieferung Böcklinscher Bilder auf Bestellung befaßt. Das Haupt dieser Gesellschaft ist eine Frau Nieß, die sich bald Teppich-, bald Weinhändlerin nennt. Und diese Frau hat Böcklinsche Bilder nicht gerade zu Dutzenden, aber zu Vierteldutzenden bestellt und noch bis in die letzte Zeit hinein von Florenz aus geliefert erhalten. Ich habe Briefe, in denen es heißt: Ich bestelle einmal „Schweigen im Walde“, zweimal „Im Spiel der Wellen“, ich bestelle (Heiterkeit), ja, ich bestelle, etwa so, wie man eine Kuhre Kartoffeln bestellt. (Große Heiterkeit.) Freilich, das alles hat Muther nicht gewußt, als er seine Kritik schrieb. Aber das alles rechtfertigt, was Muther geschrieben hat. Ich stelle ferner unter Zeugenbeweis, daß Frau Nieß bei Gelegenheit eines Bilderhandels mit dem königlichen Rat Paulus in Berlin und dem Kommerzienrat Schaumburg in München geäußert hat, als sie ein für wenige Tausend Lire von Carlo Böcklin erworbenes Bild anbot: Der Carlo muß noch recht fleißig sein, so lange der Vater noch lebt! (Heiterkeit.) Es ging also nicht nur das Gerücht, sondern es war auch begründet. Mit so viel Zeugen, wie das Gericht zu hören wünscht, werden wir beweisen, daß Fälschungen vorgekommen sind.“ —

Theater.

— Neues Theater. „Herren der Schöpfung.“ (Jiti. „Mitgift.“ „Oberlehrer.“). Von Alfred Brieger. — In drei Stunden lernt man die Herren der Schöpfung kennen. Nicht gerade eine angenehme Bekanntschaft, noch weniger eine, an die man sich nach einiger Zeit noch wird zurückerinnern können! Es fehlt den Herrschaften an Physiognomie; was sie erzählen, läßt einen herzlich kalt. Welch ein fürchterlicher Aufwand von Theaterverwicklungen z. B. in dem Mittelstückchen „Mitgift“, wo ein glatter Karriere streber von Offizier zwei Akte hindurch sich um die Hand eines reichen Mädchens bemüht! Schurkereien auf Schurkereien gehäuft! Und wozu? Man glaubt, der Verfasser wolle wenigstens auf eine scharfe Simplicitas-Satire hinaus, sein Offizier, wenn er, nach so vielen Umständen, endlich über den „Flecken“ in der Vergangenheit des Fräuleins Bronit etwas hört, werde in Anbetracht der Hauptsache, des schönen väterlichen Geldes, plötzlich die Philosophie erhabener Duldsamkeit in seinem ritterlichen Herzen entdecken. Statt dessen wird die Sache larmoyant. Der Herr ist erschüttert. Ein Maler — keine Heirat, keine Karriere, keine Karriere — kein menschenwürdiges Dasein! Er redet allerlei, daß ihm nunmehr ein Weg allein noch offen bleibe und macht, vermutlich, um sich schmerztrucks eine Kugel durch den Kopf zu jagen, rechtsunkehrt. Tieferschlüffert sieht man den Vorhang fallen. Der Einakter „Jiti“ — die Auseinandersetzung zweier Gatten nach zwanzigjähriger Ehe — beginnt recht stimmungsvoll, aber biegt dann gleichfalls rasch in die Bahnen arger Theaterhaftigkeit. Die volle zwanzig Jahre, ausgerechnet bis zum Hochzeitstage der Tochter aufgeschobene Nebensache, welche die betrogene Frau an dem egoistischen und ungetreuen Gatten nimmt, wirkt recht erklügel. Auch begreift man nicht diese Vollkraft sittlicher Entrüstung. Da sie erklärt, so prompt und erfolgreich Gleiches mit Gleichem vergolten zu haben, steht ihr die Miene der verfolgten Unschuld einigermaßen drollig zu Gesichte. Dem Autor scheint die Ironie davon gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein; sonst hätte alles auf einen andren Ton gestimmt sein müssen. Endlich, „Der Oberlehrer“ ist ein sichtlich hingeworfener Schwanke, hier und da in den Situationen, leider nie im Geiste, etwas an Hartlebens „Sittliche Forderung“ erinnernd. — Wie meistens war das Spiel ganz ungleich besser als das Gespielte, die Darstellung verhalf den Kleinigkeiten zu einem mittleren Erfolge. Der junge Dichter konnte vor dem Vorhang erscheinen. — dt.

Erziehung und Unterricht.

ok. Neue Wege der Kindererziehung. Bemerkenswerte Versuche, die Erziehung der Kinder auf die Grundlage einer exakten psychologischen Beobachtung zu stellen und besonders die Ergebnisse der modernen Forschung hierfür zu verwerten, werden von den Erziehungsbehörden der Vereinigten Staaten gemacht. Unter dem Titel „Inhibition“ veröffentlicht das „Bureau of Education“ der Vereinigten Staaten eine Flugchrift, die eine Fülle von Tatsachen über das Wohlergehen der Schulkinder, ihr Wachstum, ihre Gesundheit usw. enthält. Die Schrift beschäftigt sich in der Hauptsache mit den Bedingungen, die die Entwicklung des Kindes hemmen oder verzögern. Wächst ein Kind ungewöhnlich schnell, so ist es Körperbewegungen abgeneigt. Umgekehrt hemmt zu starke körperliche Bewegung das Wachstum; am schlimmsten aber sind die Wirkungen übermäßiger Körperbewegung auf das Gehirn. Eine Form der Thätigkeit (z. B. Ver-

daunung) kann eine andre hemmen (z. B. Geistesarbeit). Kinder sind bekanntlich sehr unruhig, eine Eigenschaft, die sie mit allen jungen Tieren teilen. Daraus entspringt der Impuls zum Spielen, ein Ueberfluß der Kraft, der Bethätigung verlangt. Versuche mit einem Schrittmesser zeigten, daß die Beweglichkeit bei Kindern vor dem Schulanter am größten ist, und daß Landkinder beweglicher als Stadtkinder sind. Die Beweglichkeit ist bei beiden Geschlechtern etwa gleich. Um zu ermitteln, ob die Unruhe der Kinder eine physiologische Notwendigkeit ist, mußten die Kinder so lange wie möglich still sitzen, und Eltern und Lehrer berichteten dann, wie bald sich die Kinder bewegten, und welchen Körperteil zuerst. Es ist eine alte Erfahrung, daß Kinder gewöhnlich nur sehr kurze Zeit still sitzen. Bei dem Versuch ballten sie die Hände zur Faust, zogen die Brauen zusammen und knirschten mit den Zähnen. Die Beobachtungen scheinen zu zeigen, daß die Unruhe der Kinder eine physiologische Notwendigkeit ist. Kinder unter zehn Jahren können in der Regel nur 1½ Minuten stillsitzen. Auch Erwachsene sagten, daß sie sehr unangenehme Empfindungen hätten, wenn sie eine Zeitlang still saßen. Von 97 Kindern und Erwachsenen, die im Schlaf beobachtet wurden, bewegten sich 83 häufig. An 152 sehr unruhigen Kindern machte man folgende Beobachtungen: Eine gute Gesundheit hatten 93, schlechte Gesundheit 25, geschert waren 123 (darunter sehr geschert 71), dumm 10. Das unruhige Kind scheint also gesund zu sein. Von 108 typisch ruhigen Kindern waren gesund 44, kränklich 22, geschert 57, nachdenklich 45; fleißig 27. Kinder und Erwachsene sind am unruhigsten im Frühling. Sie sind auch unruhig bei schlechtem Wetter. Wird eine Klasse unruhig, so sollte der Lehrer die Arbeit ändern. Der mit der Untersuchung beauftragte Kommissar betont daher auch, daß körperliche Übungen sehr notwendig für Kinder sind. Das Kind befindet sich im tierischen Zustand des Daseins, der es zur Bewegung treibt. Fast alle der untersuchten Kinder sagten, sie gingen nicht gern zur Schule, weil sie still sitzen oder im Zimmer bleiben mühten. Uebermäßige Geistesarbeit kann die Entwicklung des Buches hindern oder die Körperkonstitution schwächen. Der Kommissar hält daher die ganze heute herrschende Auffassung von der Erziehung für grundfalsch; er verwirft den „Unterricht aus zweiter Hand“ durch Bücher. „Wir leben in einem Zeitalter der Wissenschaft; Beobachtung und Experiment sind ihre Fundamentalmethoden. Besser als aus Büchern können wir aus der Beobachtung der Umgebung lernen. Die Stadt mit ihren Parks, Museen, Bibliotheken, Kunstgalerien, Theatern, Geschäften zc. bietet jedem, dessen Gemüt offen ist, reichliche Erziehung.“

Diese Ideen sind in den öffentlichen Schulen Washingtons in die Praxis übertragen worden. Die Nerven und das Gehirn der Kinder werden nicht überbürdet. Die Kinder werden klassenweise in die Museen und zoologischen Gärten geführt, sie lernen das Zeichnen lebender Tiere, und Naturgeschichte und Zeichnen werden mit der Arbeit im Freien verbunden. . . . Dann sammelt das „Bureau of Education“ statistisches Material über Körpermessungen und die nervöse Empfindlichkeit der Schulkinder; zu diesem Zweck sind eine Anzahl sinnreicher Instrumente von Dr. Arthur Mac Donald hergestellt worden. —

Humoristisches.

— Aus der Gesellschaft. „Waren Sie dieses Jahr wieder in Bayreuth, Frau Baronin?“
„Nein. Dieses Mal hatten wir Glück. Wir bekamen keine Plätze.“ —

Schwäbisch.

Wir sitzen so fröhlich beisammen,
Und trinken en bessere Bei',
Des Eidle wär' glüchlich jekt g'schwore,
S' Prozeßle wird gwonne bald sei. —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Die Verlagsbuchhandlung von Johannes Mäde in Berlin hat eine Abteilung für den Vertrieb von Bühnenmanuskripten eingerichtet. Das dramaturgische Ressort leitet Adolf Flachs. —

— Oskar Wildes „Salome“ wird Sonnabendnachmittag im Kleinen Theater vor geladenem Publikum gespielt werden. Die öffentliche Aufführung ist zur Zeit noch verboten. —

— Reznizels neue Oper „Till Eulenspiegel“ wird noch in dieser Saison im Opernhause gegeben werden. —

— Humperdinks neue Märchenoper „Dornröschen“ hatte bei der Erstaufführung im Opernhause zu Frankfurt (Main) Erfolg. Der Beifall galt zumeist der Ausstattung. —

— Das Komitee der Wiener Volksoper hat Hans Richter ersucht, die Direktionsstelle dieser Bühne anzunehmen; als Jahresstamm bietet man Richter 24 000 Kronen. —

— Die Gottfried Keller-Stiftung in Zürich hat aus dem Nachlaß Böcklins von dessen Erben ein Bild „Der Krieg“ käuflich erworben. Das Gemälde soll der Sammlung der Züricher Kunstgesellschaft als Depositum überwiesen werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. November.